Ashley Carrington

Verlockendes Land

Roman

Dedicated to

Margaret and Douglas McMaster,

Ladysmith, Natal.

Thank you for a wonderful time!

Teil 1:
Grahamstown

1

Die kühlen Schatten auf dem Hinterhof schmolzen mit der steigenden Sonne wie Kerzenwachs auf einer glühenden Herdplatte. Der Dezemberhimmel über Grahamstown und dem Farmland am Great Fish River war von Horizont zu Horizont wolkenlos und leuchtete schon am frühen Morgen mit einer blauweißen Helligkeit, die den Augen schmerzte. Dieser Montag versprach ein besonders heißer Sommertag zu werden.

Hendrik McAllister spürte die Sonne auf dem Rücken und den nackten Armen, während er auf dem Hof dem ersten der drei alten Fässer mit der groben Bürste zu Leibe rückte, doch sie machte ihm nichts aus. Er hatte schon viele extrem heiße Sommer hier im östlichen Grenzgebiet der Kap Kolonie erlebt. Mit der brennenden Sonne Südafrikas war er aufgewachsen, siebzehn Jahre und neun Monate, um genau zu sein, und sie gehörte so selbstverständlich zu seinem Leben wie das schwere Gehörn zu einem Zugochsen.

Die Vorstellung, dass im gut siebentausend Meilen entfernten England die Jahreszeiten völlig auf den Kopf gestellt waren und die Monate zwischen November und März von Nebel und Regen, Kälte und Schnee und einem scheinbar ewig trüben Himmel bestimmt wurden, ließ ihn schaudern. Im Gegensatz zu seinen drei älteren Brüdern Stuart, Kevin und Colin hatte er nie auch nur den Anflug eines Wunsches verspürt, einmal England oder Schottland zu sehen, das die Heimat ihres Vaters gewesen war. Vielleicht lag das daran, dass er der Einzige der vier Brüder war, der auf afrikanischem Boden gezeugt und zur Welt gekommen war. Dass er zwar denselben Vater hatte wie sie, seine Mutter jedoch eine Treckburin gewesen und nach zwei Jahren Ehe davongelaufen war, hatten Stuart, Kevin und Colin ihn schon von Kindesbeinen an kaum einen Tag vergessen lassen. Sie hatten ihm immer das Gefühl gegeben, dass das burische Blut, welches in seinen Adern floss, ein Makel war, und ihr Vater, James McAllister, hatte sie noch darin bestärkt. Es hatte lange gedauert, bis er das Gefühl, minderwertig und an dem Verrat seiner Mutter irgendwie mitschuldig zu sein, überwunden hatte. Jetzt war er stolz auf seine Herkunft mütterlicherseits, hütete sich jedoch, das vor seinem jähzornigen Vater und insbesondere vor seinen Brüdern zu zeigen – nicht aus Feigheit, sondern aus der Erkenntnis heraus, dass es sinnlos war. Damit würde er sie nur zu noch mehr Gemeinheiten herausfordern, und er hatte es auch so schon schwer genug, sich zu behaupten.

Bei dem Gedanken an seine drei Brüder nahm Hendriks Gesicht einen grimmigen Ausdruck an, und er scheuerte die Dauben so hart, als wollte er ein Loch in die Wandung bürsten. Dass Colin, mit seinen fast vierundzwanzig Jahren der älteste der McAllister-Söhne, ausgerechnet ihn mit der Säuberung der alten Fässer beauftragt hatte, war typisch. Die Dreckarbeiten blieben immer an ihm hängen.

Hendrik richtete sich kurz auf, um für einen Moment dem Übelkeit erregenden Gestank zu entkommen, der den alten Fässern entströmte und ihn an einen verwesenden Tierkadaver erinnerte. Er wünschte, er könnte jetzt draußen auf dem *veld* sein, wie die Buren das weite, offene Land nannten. Er sehnte sich nach der Arbeit auf *Highlands* zurück, der Farm von Douglas Mackenzie im Kariega-Tal, zu Pferd eine knappe Stunde südlich von Grahamstown. Das Leben eines Krämers, das alle anderen McAllisters für so erstrebenswert hielten, verabscheute er, mochte ein Laden wie *McAllister's Emporium* auch noch so groß und gewinnbringend sein. Er liebte die Arbeit unter freiem Himmel, die Weite der Felder und Weiden, wo allein der ferne Horizont den Blick begrenzte. Aber wann hatten seine Brüder oder sein Vater auch schon etwas darauf gegeben, was er fühlte und wünschte.

Zornig versetzte er dem Fass einen Tritt und wollte sich wieder an die Arbeit machen, als die Hintertür des langgestreckten, weißgekalkten Gebäudes aufflog und sein Bruder Colin erschien, in dunkelgrauen Tuchhosen und einem makellos weißen Hemd, über dem er eine braune Weste trug. Er hatte die kantige, stämmige Figur ihres Vaters geerbt, wie auch Kevin und Stuart, und war ihm mit dem dunklen, drahtigen Haar, den starken Brauen und der kurzen, breiten Nase wie aus dem Gesicht geschnitten. Und er führte sich auch ebenso herrschsüchtig auf, als hätte er schon jetzt als ältester Sohn die Nachfolge angetreten. »Hendrik!«, rief er im Befehlston.

Dieser warf ihm einen verdrossenen Blick zu. »Was ist?«

»Das würde ich ganz gern von dir wissen!«, herrschte Colin ihn an. »Warum ist das Schaufenster noch nicht geputzt und die Veranda nicht gefegt?«

Hendrik beherrschte seinen aufsteigenden Ärger. »Du hast gesagt, ich soll mir die Fässer vornehmen, und genau das habe ich getan.«

»Aber das Schaufenster und die *stoep* kommen morgens immer zuerst dran«, blaffte Colin zurück. »So viel wirst du ja wohl noch in deinem burischen Farmerschädel behalten können!«

»Ich kann eine ganze Menge mehr als das behalten, so zum Beispiel, dass dies bisher die Aufgabe meines liebreizenden Bruders Stuart gewesen ist und ich nicht euer Kuli bin, wenn es um Arbeiten geht, bei denen man sich die Finger schmutzig macht!«, begehrte Hendrik auf.

Colin funkelte ihn böse an. »Werd bloß nicht unverschämt, sonst bring' ich dir Manieren

bei!«, drohte er ihm mit scharfer Stimme Prügel an. »Wenn Vater nicht im Haus ist, bestimme ich, wer was zu tun hat! Stuart und Kevin habe ich für wichtigere Arbeiten im Laden eingeteilt. Also wirst du gefälligst das Schaufenster putzen und vor dem Haus fegen!«

Stuart, zwei Jahre älter als Hendrik, tauchte hinter Colin auf, ein gehässiges Lächeln auf dem Gesicht. Er hatte natürlich jedes Wort mitbekommen und kostete die Situation weidlich aus. In der rechten Hand hielt er den Besen und in der linken das lederne Putztuch.

»Ich glaube, das hast du vorhin vergessen, mit nach draußen zu nehmen, Bruderherz«, höhnte er und warf ihm erst den Besen vor die Füße und dann den Lappen vor die Brust. Hendrik war einen Moment lang versucht, sich auf ihn zu stürzen. Doch er wusste, dass Stuart und Colin nur darauf warteten, ihn grün und blau zu prügeln. Diesen Vorwand wollte er ihnen nicht geben. Deshalb bezähmte er sich und rührte sich nicht von der Stelle. Es gelang ihm sogar, ein Lächeln auf sein Gesicht zu zwingen.

»Wie tröstlich, wenn man solche Brüder hat, auf die immer Verlass ist«, sagte er mit beißendem Sarkasmus.

»Rührend, nicht wahr? Aber werd uns jetzt bloß nicht zu sentimental, Kleiner«, sagte Stuart mit einem breiten Grinsen und zeigte dabei die Lücke in seinen oberen Vorderzähnen, die er einer Rauferei verdankte. Fäuste waren sein liebstes Argument.

Colin machte eine unwillige, herrische Handbewegung. »Genug der Rederei, mach dich an die Arbeit, Hendrik!«, befahl er. »Und ich will hinterher keine Schlieren auf der Scheibe sehen, verstanden?« Ohne eine Antwort abzuwarten, drehte er sich um und verschwand wieder im Gebäude.

Stuart spuckte in den Sand zu seinen Füßen, warf seinem Halbbruder einen hämischen Blick zu und schloss die Tür, die ins Lager führte, hinter sich.

Hendrik wartete einen Augenblick, dann stieß er eine Verwünschung aus und schleuderte die Bürste gegen die Tür. Es war eine Geste der Ohnmacht. Die Hände zu Fäusten geballt und die Lippen zusammengepresst, stand er auf dem Hof und starrte auf die Tür.

»Nicht mehr lange!«, schwor er sich. »Lange macht ihr das nicht mehr mit mir!«

Dann hob er Lappen und Besen auf, füllte den Holzeimer an der Wasserpumpe zwischen Stall und Remise mit frischem Wasser und begab sich über die Seitengasse nach vorn zur Vorderfront von *McAllister's Emporium*.

2

Als Hendrik um die Ecke bog und die drei Stufen zur überdachten *stoep* hinaufging, wie längst auch britische Siedler und Farmer zur Veranda sagten, herrschte auf der Hauptstraße, die Grahamstown durchschnitt, schon reger Betrieb. Er erhaschte einen kurzen Blick auf eine Abteilung regulärer Dragoner, wegen ihrer roten Uniformen allgemein Rotröcke genannt, und eine Gruppe schwarzer Hottentottensoldaten, die sechs Häuserblocks die Straße weiter unten den staubigen Kirchplatz überquerten. Schwarze Bedienstete und Straßenhändler, bis auf einige angolanische und madagassische Sklaven, zumeist Hottentotten, waren ebenfalls schon mit ihren bauchigen Bastkörben, Bauchladen und Handkarren unterwegs. Mehrere Reiter und offene Kutschen bevölkerten die Straße. Und von oben sah er zwei schwere Planwagen in die Stadt kommen, von jeweils zwölf bulligen Ochsen mit mächtigem Gehörn gezogen. Feldschoner hießen diese klobigen, aber ungemein robusten Gefährte, die bis zu neun Tonnen Fracht auf ihre Achsen nehmen konnten und je nach Beschaffenheit des Geländes vierzehn und mehr Zugochsen benötigten, um ein Dutzend Meilen pro Tag zu bewältigen. Von den Buren schon vor über hundertfünfzig Jahren als ein langsames, aber für das wilde und so gut wie straßenlose Land mit seinen Halbwüsten und zahllosen Bergketten als das einzig verlässliche Transportmittel befunden, waren auch alle anderen Kolonisten dem Beispiel der Buren gefolgt. Die Hauptstraßen wurden in den Siedlungen deshalb so angelegt, dass ein Feldschoner mit einem Gespann von vierzehn Ochsen ohne Problem wenden konnte.

Hendrik stellte Eimer und Besen ab, während die beiden Feldschoner näher kamen und mit ihnen das Knallen der Peitsche über den Köpfen der Ochsen sowie das Rumpeln der Wagen lauter wurde. Barfüßige Hottentottenjungen in kurzen, ausgefransten Hosen liefen als *voorloper* an der Spitze eines jeden Gespanns.

Widerwillig musste Hendrik eingestehen, dass sein Vater als Geschäftsmann ein gutes Gespür gehabt und eine hervorragende Wahl getroffen hatte, als er vor zwölf Jahren nach Grahamstown gekommen und diese Parzelle nahe des Kirchplatzes erstanden hatte, um *McAllister's Emporium* zu eröffnen, das 1816 natürlich kaum mehr als eine etwas größere Lehmhütte gewesen war.

Grahamstown wurde 1812 nach dem blutigen 4. Kaffernkrieg als starker, vorgeschobener Militärposten gegründet, um das abgelegene Siedlungsgebiet am Great Fish River, der die Ostgrenze der Kapkolonie darstellte, besser vor den Überfällen der Xhosa zu schützen. Damals ahnte niemand, dass ausgerechnet diese Siedlung, die doch keine fünfzehn Meilen von der gefährlichen Grenze zum so genannten Kaffernland, dafür aber sechshundert Meilen von

Kapstadt, dem politischen und wirtschaftlichen Zentrum der Kolonie, entfernt lag, dass ausgerechnet diese Neugründung im Distrikt Albany nach Kapstadt die am schnellsten wachsende Stadt der Kolonie sein würde.

Hendrik bezweifelte, dass sein Vater diese Voraussicht besessen hatte, was aber nichts daran änderte, dass er auf das richtige Pferd setzte, als er Swellendam verließ und an die Ostgrenze nach Grahamstown kam. Jetzt, im Dezember 1828, war Grahamstown jedenfalls eine geschäftige Garnisonsstadt mit über vierhundert Häusern und mehr als zehnmal so viel Einwohnern, die umliegenden Farmen nicht gerechnet. Bis nach Port Elizabeth am Indischen Ozean waren es zudem nur siebzig Meilen. Und seit der Gouverneur vor wenigen Jahren endlich erlaubt hatte, dass von Port Elizabeth aus direkt mit England Handel getrieben werden durfte, hatte der Hafen für den wirtschaftlichen Aufschwung des östlichen Hinterlandes noch mehr an Bedeutung gewonnen.

Die Ochsenwagen zogen langsam vorbei, und Hendrik fegte die Terrasse. Dann machte er sich daran, das lange Sprossenfenster zu putzen. Er ließ sich Zeit. Die drei stinkenden Fässer konnten warten. Sein Vater hatte sie von seiner letzten Fahrt nach Port Elizabeth mitgebracht und ganz stolz verkündet, für welch einen Spottpreis er sie im Hafen erstanden hatte. Sie hatten ihn nicht mal halb so viel gekostet, wie Jacob Pretorius, der Fassbinder, für seine Fässer nahm. Und er hatte sich lang und breit und voller Missgunst darüber ausgelassen, dass Pretorius angeblich viel zu teuer war und seine Kunden übervorteilte. Colin, Kevin und Stuart hatten ihm natürlich beigepflichtet, denn sie hatten dieselbe Krämerseele wie ihr Vater. Sie dachten von morgens bis abends an nichts anderes als daran, wie sie einen möglichst großen Profit machen konnten, reagierten aber missgünstig und redeten von Preistreiberei, wenn andere für ihre Arbeit einen ehrlichen Lohn verlangten. Bei ihnen drehte sich alles um Geld. Ihre Bibel war das große schwarze Rechnungsbuch, wo jeder ausgegebene und eingenommene Penny eingetragen wurde. Und wenn die wöchentliche Bilanz am Samstagabend einen hübschen Gewinn erbrachte, dann war ihnen das wichtiger als alles andere auf der Welt. Am liebsten hätten sie den Laden auch sonntags noch geöffnet, um Geschäfte zu machen.

Hendrik dachte, wie eng und armselig solch ein Leben doch war. Er jedenfalls hasste es aus tiefster Seele, und er würde nicht zulassen, dass sein Vater und seine Brüder ihn dazu zwangen, sein Leben hinter einer Ladentheke zu verbringen. Als er den Lappen wieder einmal im Holzeimer auswusch und dabei den Kopf wandte, sah er Emily Dickson. Zielstrebig kam sie auf das Geschäft zu. Eine gefältelte weiße Haube, *kappie* oder Schute genannt, schützte ihr rundes, rosiges Gesicht vor der intensiven Sonne. Hendrik fand, dass ihr kastanienbraunes Kleid, das sich unten wie eine Glocke öffnete und einen üppig gerüschten Saum besaß, ihrer

etwas molligen Figur nicht unbedingt zum Vorteil gereichte.
Emily Dickson schien ihn völlig zu übersehen, als sie ihre Röcke raffte und die drei Stufen zur *stoep* hinaufschritt. Sie hielt den Kopf sogar leicht abgewandt, als wollte sie ihm zu verstehen geben, dass er Luft für sie war.
Das war ihm doch zu dumm. »Tag, Emily!«, grüßte er deshalb betont fröhlich.
Sie hielt im Schritt inne, und ihr Kopf fuhr scharf zu ihm herum, wie der einer Schlange, die im nächsten Moment zubeißen und ihr Gift verspritzen will. »Miss Dickson, wenn ich bitten darf!«, belehrte sie ihn spitz, und ihr wütender, strafender Blick schien ihn durchbohren zu wollen.
»Wie bitte?«
»Ja, du hast mich richtig verstanden. Ich verbitte mir deine Vertraulichkeiten!«, fauchte sie ihn an. »Es wird Zeit, dass dir jemand Umgangsformen beibringt, Hendrik McAllister!«
Hendrik sah sie verblüfft an. Sie waren fast gleichaltrig! Emily war sogar noch ein halbes Jahr jünger als er, und sie kannten sich von Kindesbeinen an. Also, was sollte dieses affige, hochnäsige Getue?
Doch plötzlich verstand er, warum sie ihn zuerst ignoriert hatte und dann so von oben herab behandelte, als wäre er es nicht mal wert, sie bei ihrem Vornamen zu nennen. Sie war wütend auf ihn, weil er vorletzten Sonntag nach dem Gottesdienst zufällig Zeuge ihres peinlichen Gesprächs mit Jan de Waal, dem ältesten Sohn des Wagenbauers, geworden war.
Er hatte den alten und fast blinden Farmer Caspar Langeveld aus der Kirche und zu seinem Wagen geführt, wo sein Hottentottenkutscher auf ihn wartete und sich seiner annahm. Als er danach durch die Reihen der auf dem Kirchplatz abgestellten Wagen und Einspänner spazierte, riss ihm ein Schnürsenkel. Er ging in die Hocke, um mit dem längeren Ende den Schuh provisorisch zuzubinden. Und als er da hinter einem klobigen Kastenwagen hockte und sich mit seinem Schuhriemen beschäftigte, hörte er plötzlich hastige Schritte und dann Emilys Stimme.
»Jan, warte!«, rief sie gedämpft.
»Was ist?« Die Stimme des Mannes klang so, als fühlte er sich belästigt.
Er blickte von seinem Schuh auf und sah durch einen Spalt zwischen zwei Pferden, dass es sich bei dem Mann, dem Emily Dickson nach dem Gottesdienst so eilig gefolgt war, um Jan de Waal handelte, der mit seinen zweiundzwanzig Jahren in etwa so alt wie Kevin war. In seinem schwarzen Sonntagsstaat sah er recht attraktiv aus.
»Du hast es heute so eilig, nach Hause zu kommen, Jan. Ich dachte, du würdest nach dem Gottesdienst noch eine Weile bei den anderen stehen und … und vielleicht noch ein paar

Worte mit meinen Eltern wechseln.«

»Ich habe heute keine Zeit.«

O je, das klingt ja reichlich distanziert und kurz angebunden, dachte Hendrik und schmunzelte bei dem Gedanken, dass Emily ein Auge auf Jan de Waal geworfen hatte.

»Gestern auch nicht? Ich habe den ganzen Abend auf dich gewartet«, sagte Emily mit vorwurfsvollem Schmollen. »Und ich habe extra eine schöne neue *opsitkers* bereitgehalten.« Bei den Buren und mittlerweile auch bei allen anderen in der Kolonie war es Brauch, dass die Eltern ihrer heiratsfähigen Tochter eine Kerze schenkten, wenn ein junger Mann um sie zu werben begann. Besuchte der junge Mann das Mädchen seiner Wahl, was meist am Samstagabend der Fall war, zogen sich Eltern und Geschwister nach einer Weile des Zusammenseins zurück und ließen das Paar allein in der Wohnstube, wo dann die *opsitkers* entzündet wurde. War die Kerze niedergebrannt, verlangte es die Sitte, dass der Mann ging. Erwiderte das Mädchen die Gefühle des um sie werbenden Mannes, sorgte sie an diesen kostbaren Abenden stets für eine möglichst lang brennende *opsitkers*. Wollte sie ihn dagegen entmutigen, ohne ihn mit Worten zu verletzen, fand der Mann nur einen Kerzenstummel vor, was aber nicht immer das Ende sein musste. Oft genug war eine kurz brennende Kerze auch nur ein Test für die Ernsthaftigkeit und Entschlossenheit des Mannes, und nach einer Zeit mickriger Talgstummel konnten daraus wunderschöne Kerzen erwachsen, die viele Stunden Licht und Freude spendeten, wenn das Mädchen während des gegenseitigen Kennenlernens eine immer stärkere Zuneigung entwickelte.

Dass Emily Dickson für Jan de Waal die besten Opsitkerzen bereitgehalten hatte, verwunderte Hendrik nicht. Der Sohn des Wagenbauers, gut aussehend und als ausgezeichneter Handwerker geachtet wie sein Vater, konnte seine Wahl zweifellos unter den Töchtern vieler gut situierter Familien aus Grahamstown und Umgebung treffen – und kaum ein heiratsfähiges Mädchen würde ihn bei seinem ersten Besuch mit einem Kerzenstummel begrüßen.

»Tut mir leid, aber ich kann mich nicht erinnern, dir versprochen zu haben, dass ich kommen würde«, erwiderte Jan reserviert.

Hendrik fand, dass diese Worte deutlich genug waren. Jan hatte, aus welchen Gründen auch immer, kein Interesse mehr an ihr. Das kam immer wieder vor, und dafür waren die Abende, an denen man zusammensaß und sich besser kennenlernen konnte, auch da. Er nahm an, dass Emily klug genug sein würde, es dabei zu belassen.

Dem war jedoch nicht so. Emily wollte sich nicht damit abfinden, wie ihr Insistieren verriet. »Aber du bist doch in den letzten drei Monaten jeden Samstagabend gekommen, Jan. Warum auf einmal nicht mehr?«

»Emily, bitte! Wir haben uns gegenseitig nichts versprochen.« Jan klang nun verlegen und ärgerlich zugleich. »Lassen wir es dabei.«

»Was ist es, was dich plötzlich anderen Sinnes sein lässt?«, bohrte sie nach, nicht bereit, ihre Träume, seine Frau zu werden, so einfach aufzugeben.

»Ich glaube nicht, dass ich dir darüber Rede und Antwort stehen muss, Emily.«

»Doch, du musst!«, beschwor sie ihn, und Hendrik tat es fast körperlich weh, mit anhören zu müssen, wie sie sich ihm aufdrängte und dabei allen Stolz und alle Selbstachtung verlor. »Wenn es etwas gibt, was dir an mir missfällt, brauchst du es mir nur zu sagen, Jan. Ich kann es abstellen. Ich werde mich ändern und so sein, wie du mich haben möchtest. Ich bin dir zu dick, nicht wahr? Ich werde nicht mehr so viel essen, das verspreche ich dir. Ich weiß, das habe ich mir schon mehrmals vorgenommen, doch diesmal mache ich es bestimmt wahr!«

»Es hat keinen Sinn, Emily! Wir passen nicht zusammen, und damit hat es sich!«, entgegnete Jan hart. »Finde dich endlich damit ab, und mach dich nicht selbst herunter. Ich will dir nicht wehtun. Also benimm dich nicht wie ein lästiger Hund, dem man einen Tritt versetzen muss, damit er aufhört, einem nachzulaufen.«

Damit sprang er in seinen Einspänner und fuhr los. Emily sah ihm mit leichenblassem Gesicht nach. Dann stampfte sie zornig mit dem Fuß auf und murmelte in ohnmächtiger Enttäuschung: »Fahr doch zum Teufel, Jan de Waal! Du bist es ja gar nicht wert, dass ich dir auch nur eine Träne nachweine!«

Und dann stürmte sie durch die Lücke zwischen den beiden Wagen, hinter denen Hendrik war. Er fand keine Zeit mehr, sich abzuwenden oder ihr gar aus dem Weg zu gehen, damit sie nicht merkte, dass er jedes Wort mitbekommen hatte.

Abrupt blieb sie stehen, als sie ihn sah.

Er fühlte sich ertappt wie ein gemeiner Lauscher. Es war ihm peinlich, und er wusste nicht, was er sagen sollte. Das Einzige, was ihm in diesem Moment einfiel, war: »Mir ist der Schnürsenkel gerissen.« Und dabei hielt er das andere, kurze Ende wie zum Beweis hoch, dass er ihrem Gespräch mit Jan de Waal rein zufällig zugehört hatte.

Emily öffnete den Mund, schnappte nach Luft, ohne jedoch einen Ton herauszubringen. Das Blut schoss ihr ins Gesicht, und sie wurde rot bis hinter die Ohren.

»Ist ja nicht das Ende der Welt, Emily«, sagte er, weil er glaubte, irgendetwas zu diesem Thema von sich geben zu müssen. Er meinte es nur gut, hätte jedoch gar nichts Falscheres sagen können.

»Untersteh dich!«, zischte sie, ohne auszuführen, wovor genau sie ihn warnte, und bedachte ihn mit einem wütenden Blick. Dann hastete sie davon …

Hendrik hatte in den folgenden Tagen gar nicht mehr daran gedacht, weil er genug eigene Probleme hatte. Sie war ihm in der Woche auch nicht wieder begegnet, selbst gestern beim Gottesdienst nicht, wie ihm jetzt bewusst wurde. Und wenn Emily ihm gerade nicht so affektiert gekommen wäre, hätte er sich auch nichts weiter gedacht und sich gleich wieder seinen eigenen Überlegungen gewidmet. Doch ihre plötzlich hochnäsige Art und besonders dieser wütende, strafende Blick, als hätte *er* sich irgendetwas zuschulden kommen lassen, hatten ihm die peinliche Auseinandersetzung zwischen ihr und Jan am vorletzten Sonntag nachdrücklich in Erinnerung gerufen.

»Ich bitte untertänigst um Entschuldigung, *Miss* Dickson«, sagte er jetzt und öffnete ihr die Tür zum Geschäft, während er eine tiefe Verbeugung machte, ein breites Grinsen auf dem Gesicht, denn das hatte sie verdient. »Wünsche einen schönen Einkauf, *Miss* Dickson. Fragen Sie doch meinen Bruder nach unseren besonders schönen Opsitkerzen. Aber nein, vermutlich haben Sie im Augenblick wenig Bedarf dafür. Dennoch, einen schönen Tag, *Miss* Dickson.«

Emily sog die Luft vor Empörung scharf ein, vermochte jedoch nicht, mit einer schlagfertigen Erwiderung auf seinen Spott zu antworten. Mit roten Flecken im Gesicht rauschte sie an ihm vorbei in den Laden, und Hendrik machte sich mit einem vergnügten Lachen wieder an die Arbeit, die letzten Sprossenfenster zu putzen. Er vergaß den Vorfall schnell und hing seinen Gedanken nach, die sich mit seiner Zukunft in Grahamstown beschäftigten. Und wie er es drehte und wendete, seine Aussichten erschienen ihm alles andere als rosig.

3

Wenige Minuten später ging die Tür auf, und als Hendrik Kevin den Kopf mit geringschätziger Miene zur *stoep* herausstrecken sah, wusste er instinktiv, dass Ärger in der Luft lag.

»Komm rein! Colin will mit dir reden.«

»Was ist?«, fragte Hendrik, warf den Lappen in den Eimer und wischte sich die nassen Hände an der Hose ab. »Hat Emily Dickson sich beschwert?«

»Schlechtes Gewissen, was?«

»Du kannst mich mal«, murmelte Hendrik.

»Pass auf, was du sagst!«, raunte Kevin ihm zu und verpasste ihm eine Kopfnuss, als er an ihm vorbeikam.

Hendrik fuhr zu ihm herum. »Das nächste Mal bekommst du dafür eins auf die Nase!«, zischte er.

»Ich kann's gar nicht erwarten, Kleiner«, erwiderte Kevin mit einem abfälligen Grinsen. »Und jetzt troll dich zu Colin hinüber, sonst reißt der dir deinen Burenschädel vom Hals, bevor ich es tun kann.«

Und schon schallte Colins schneidende Stimme durch den langgestreckten Raum, der mit Regalen und Verkaufsvitrinen aller Art vollgestellt war. »Beweg dich, Hendrik! Wir warten auf dich!«

»Aye, aye, Sir«, brummte Hendrik und begab sich zu Colin hinter die lange Verkaufstheke, die sich fast vor der gesamten hinteren Längsfront erstreckte.

Wann immer Hendrik den Laden betrat, fühlte er sich von der Vielzahl der Waren, die von den schweren Deckenbalken hingen, auf dem Dielenboden aufgestapelt waren sowie Dutzende Regale füllten, regelrecht erdrückt. Ob Gewürze, Stoffe, Lebensmittel, Farben, Werkzeug, landwirtschaftliche Geräte oder zweifelhafte Heiltinkturen – in *McAllister's Emporium* konnte man finden, wonach man suchte und woran man gar nicht gedacht hatte. Jede Ecke war genutzt, um irgendeine Ware zu präsentieren, ob es sich nun um dreibeinige schwarze Kaffernkessel in verschiedenen Größen handelte, die wie die Schinken in ihren Leinensäcken und die gebündelten Trockenkräuter von der Decke hingen, oder um Knöpfe und Hutbänder. Der Geruch im Laden war eine eigenartige Mischung aus Lebensmitteln wie Mehl, Öl, Zucker, Salz, sonnengetrocknetem Fleisch namens *biltong,* Stoffen aller Art, Talg, Fett und gewachstem Holz sowie kaltem Tabakrauch. Ein Geruch, der angenehm war, wenn man sich nur eine kurze Weile im Geschäft aufhielt, auf Hendrik auf die Dauer jedoch abstoßend wirkte und ihm Kopfschmerzen bereitete.

Colin bedachte ihn mit dem gereizten Ausdruck eines Mannes, dessen Geduld und Gutmütigkeit über Gebühr strapaziert worden ist, der sich aber dennoch weiterhin um Nachsicht bemühte. Ein Benehmen, das Colin ganz besonders gern in Gegenwart von Kunden an den Tag legte.

»Ja?«, fragte Hendrik und warf Emily einen schnellen Blick zu. Sie stand auf der anderen Seite der Theke, den Kopf hochmütig in den Nacken gelegt. Vor ihr auf dem polierten gelben Holz des Ladentisches lag ein Ballen dunkelblauen, teuren Tafts. Stuart und Kevin lehnten rechts von ihr an zwei Fässern. Aus ihren Mienen sprach unverhohlene Schadenfreude. Colin sah ihn grimmig an und wandte sich dann wieder Emily zu. Mit dem routinierten Höflichkeitslächeln des Verkäufers, der einer guten Kundin fast um jeden Preis recht zu geben gewillt war, bat er sie: »Ich wäre Ihnen dankbar, Miss Dickson, wenn Sie Ihre Beschwerde in Gegenwart meines Bruders noch einmal wiederholen würden.«

»Nun ja«, zierte sie sich. »Es lag eigentlich gar nicht in meiner Absicht, mich zu beschweren,

denn so etwas kann ja immer mal vorkommen. Ich wollte es nur erwähnt haben …«

»Himmel«, murmelte Hendrik und verdrehte die Augen. Er war von seinen Halbbrüdern ja eine Menge gewöhnt, aber er hätte nie geglaubt, dass Colin aus dieser Bagatelle solch eine Affäre machen würde.

»Halt den Mund!«, herrschte Colin ihn an, und mit einer entschuldigenden Beugung des Kopfes zu Emily sagte er: »Bitte fahren Sie fort, Miss Dickson.«

Emily räusperte sich. »Es ist wegen der Nägel, die ich vor zehn Tagen hier für meinen Vater gekauft habe. Ihr Bruder hat mich bedient.«

»Erinnerst du dich?«, fragte Colin scharf.

»Ja, sicher«, antwortete Hendrik verständnislos, hatte er doch erwartet, dass sie sich wegen seines Verhaltens vorhin auf der *stoep* beschwert hatte.

»Fünf Pfund Nägel zu sechs Inch, und auf ein Pfund gehen genau siebzehn Nägel«, fuhr Emily belehrend fort.

»Richtig, siebzehn auf ein Pfund«, bestätigte Colin.

»Das wären also fünfundachtzig Nägel gewesen. Doch als ich zu Hause nachgezählt habe, waren es nur neunundsiebzig. Es fehlten sechs Nägel, was immerhin gut ein Drittelpfund weniger ist, als ich bezahlt habe.«

»Das kann nicht sein!«, widersprach Hendrik: »Ich weiß ganz genau, dass ich zweimal nachgezählt habe, wie ich das immer tue. Sie will doch nur …«

Emily fiel ihm mit schriller, gehässiger Stimme ins Wort. »Es waren sechs Nägel zu wenig! Und ich verbitte mir, dass man die Wahrheit meiner Worte in Zweifel zieht!«, plusterte sie sich auf.

»Es waren genau fünfundachtzig 6-Inch-Nägel!«

»Soll das heißen, dass ich eine Lügnerin bin?«, empörte sich Emily, sah dabei aber Colin an.

Bevor Hendrik wusste, wie ihm geschah, landete Colins Hand in seinem Gesicht. Die Ohrfeige war so kräftig, dass er gegen das Regal mit den Stoffballen taumelte.

»Wage es nicht noch einmal, dir solch eine Unverschämtheit gegenüber unseren Kunden herauszunehmen!«, fuhr Colin ihn zornig an. »Es ist schon schlimm genug, dass man kein Vertrauen in deine Arbeit haben kann und dass du zu solch unangenehmen Beschwerden Anlass gibst! Hol ein Pfund von diesen Nägeln, und zwar ein bisschen flott!«

»Das hat sie ja bloß gesagt, um mir was anzuhängen, weil ich …«, setzte Hendrik zu einem wütenden Protest an.

»Ihr Bruder nennt mich wahrhaftig eine Lügnerin!«, zeterte Emily.

Colin schlug ihn ein zweites Mal. Hendrik riss den Arm hoch, um sich zu schützen, doch sei-

ne Aufmerksamkeit und Empörung hatten einen Augenblick zu lange Emily gegolten. Colins Handrücken traf, und der schwere Siegelring, den sein Halbbruder am Mittelfinger trug, ließ seine Unterlippe im rechten Mundwinkel aufplatzen.

»Du taugst zu gar nichts! Es ist eine Schande mit dir! Geh uns bloß aus den Augen!«, schrie Colin ihn an, packte ihn und stieß die Tür zum Lager auf.

»Hab' ja schon immer gesagt, dass unser kleiner Halbbruder unseren guten Namen noch mal in Verruf bringt«, bemerkte Stuart hämisch.

Bevor Colin ihn aus dem Geschäft in das Halbdunkel des Warenlagers stieß, sah Hendrik noch den triumphierenden Blick in Emilys Augen. Sie hatte ihm seinen Spott auf ganz gemeine, niederträchtige Art heimgezahlt, und bessere Partner als seine Halbbrüder hätte sie sich dabei gar nicht wünschen können.

Die Tür fiel krachend hinter ihm zu.

Blinde Wut kochte in Hendrik. Ihm wurde fast übel vor ohnmächtigem Zorn, als er hörte, wie Colin sich wortreich bei Emily entschuldigte und sie ihm mit zuckersüßer Stimme versicherte, dass sie es ihnen nachsehen werde und froh sei, sagen zu können, dass sie bei allen anderen McAllisters bisher nie auch nur den Hauch eines Anlasses zur Klage gehabt habe und sicher sei, dass es auch in Zukunft so sein würde. Und sie bedauere, dass der »junge McAllister«, wie sie ihn herablassend nannte, als wäre er ein dummer Bengel und sie eine reife Frau, es sehr an Höflichkeit und Wahrheitsliebe mangeln lasse.

Hendrik stand hinter der Tür, schmeckte Blut auf der Zunge und spürte, wie seine Unterlippe schmerzhaft pochte und anschwoll. Er presste die Fäuste gegen die Stirn und wäre am liebsten wieder ins Geschäft gestürzt. Aber seine Vernunft war stärker als seine Wut.

Es gab nichts, was er gegen Emilys Verleumdungen und die Voreingenommenheit seiner Brüder hätte ausrichten können. Colin, Stuart und Kevin begrüßten jede auch noch so fadenscheinige Gelegenheit, ihm eins auszuwischen und ihm zu verstehen zu geben, dass er in ihren Augen kaum mehr als ein Bastard war.

Als er noch klein gewesen war, hatten sie ihn auf andere Weise tyrannisiert. Wenn er sich ein Spielzeug geschnitzt oder ein Pferd aus Ton geformt hatte, war einer von ihnen absichtlich drauf getreten. Mehr als einmal hatten sie ihm sein Taschenmesser oder etwas anderes, was ihm teuer gewesen war, gestohlen oder für immer »ausgeliehen«. Sie hatten ihm Kot in seine Stiefel und Ungeziefer in sein Bett gekippt und ihn mit Skorpionen und Schlangen zu Tode erschreckt. Ihre Phantasie war unerschöpflich gewesen, wenn es darum gegangen war, ihm einen bösartigen Streich zu spielen und ihn vor ihrem Vater in ein schlechtes Licht zu stellen. Er hatte sich gewehrt, so gut es eben ging, doch da er von jeher sehniger, schlanker Figur war

und es immer mit wenigstens zweien von ihnen auf einmal zu tun hatte, hatte er nie eine reelle Chance gehabt. Auch wenn Colin, Stuart und Kevin sich untereinander stritten und ihre Meinungsverschiedenheiten hatten, gegen ihn hielten sie immer zusammen. Daran hatte sich auch in späteren Jahren nichts geändert, und deshalb war es für ihn geradezu eine Erlösung gewesen, als sein Vater, der ewigen Zankerei und seiner wohl auch sonst überdrüssig, ihn mit zehn zu Douglas Mackenzie nach *Highlands* geschickt hatte, damit er bei ihm etwas lernte und sich auf der Farm nützlich machte. Dass er ihn nicht zu jemandem in Grahamstown in die Lehre gegeben, sondern auf eine Farm am Kariega River abgeschoben hatte, war bezeichnend gewesen. Sein Vater hatte ihn aus den Augen haben wollen, und ihm war es mehr als recht gewesen. *Highlands* war zu seinem Zuhause geworden. Praktisch war er die letzten siebeneinhalb Jahre auf der Mackenzie-Farm aufgewachsen, bis sein Vater ihn im Oktober nach Grahamstown zurückbefohlen hatte, und seitdem hatte er vor seinen Brüdern nicht einen Tag Ruhe gehabt.

Innerlich aufgewühlt, ging Hendrik durch das Lager hinaus auf den Hof, wo die stinkenden Fässer auf ihn warteten. Alles begehrte in ihm auf, und er beschloss spontan, sich den Tag nach eigenem Gutdünken einzuteilen und auf der Stelle nach *Highlands* ins Kariega-Tal zu reiten. Was hatte er denn schon noch groß zu verlieren? Auch wenn er sich hier den Rest des Tages abschuftete, würde Colin noch dafür sorgen, dass sein Vater wütend auf ihn sein würde, wenn er morgen aus Salem zurückkam.

Hendrik tat alle inneren Bedenken mit einem Schulterzucken ab. Sein Entschluss war gefasst. Er würde dorthin gehen, wo er willkommen war und die glücklichste Zeit seines Lebens verbracht hatte – auf *Highlands*. Er lief in den Stall, sattelte Whisper, seine geliebte dreijährige Fuchsstute, und wollte schon aus dem Hof reiten, als ihm einfiel, dass er beinahe etwas Wichtiges vergessen hätte – und zwar die Zuckerstangen für den kleinen Robin Mackenzie und seine beiden Geschwister Tim und Lena, den Tabak für Douglas und irgendeine Kleinigkeit für dessen junge, warmherzige Frau Rachel.

Er sprang aus dem Sattel, band die Zügel an den Pfosten neben der Hintertür und tätschelte der Stute den Hals, als sie ungnädig über die Verzögerung schnaubte. Es schien, als spürte sie, wohin er mit ihr wollte.

»Keine Sorge, es dauert nicht lange. Ich bin sofort wieder zurück«, sagte er, öffnete vorsichtig die Tür und schlich sich auf Zehenspitzen ins Warenlager. Er kannte sich gut genug aus, um zu wissen, wo er das Gesuchte finden würde.

Fünf Minuten später saß er wieder im Sattel und preschte im Galopp aus dem Hof.